

In: Shop-Reporter, Heft 01/2004

Urbs aeterna oder Von einer Stadt, die maßlos ist

Rom ist die Stadt der Ruinen und Paläste, der Brunnen, Kirchen und Museen. Kein Ort der Welt hat so viele Sehenswürdigkeiten zu bieten wie dieser, nirgendwo sonst bekommen Touristen das Gefühl vermittelt, ständig etwas zu verpassen. Von Frank Schlatermund

„Du wirst sehen, ich habe nicht zu viel versprochen!“, versichert mir Stefano, als wir uns nach der Taschenkontrolle dem Hauptportal der Basilica di San Pietro nähern. Der 36-jährige Journalist, mit seiner Cäsarennase der Prototyp eines Römers, hat sich den heutigen Tag freigehalten, um mir „die schönste Stadt der Welt“ und vor allem „das Wunderwerk“, wie er den Petersdom nennt, zu zeigen. Auf der Treppe vor dem Eingang stehen Ordnungskräfte, die mit ihren Armani-Anzügen und Ray-Ban-Sonnenbrillen aussehen, als arbeiteten sie für die Mafia und nicht für den Papst. „No shorts!“, lautet ihr Kommentar, wenn jemand sich dem Zentrum der Christenheit in kurzen Hosen zu nähern wagt.

Wir lassen uns mit dem Menschenstrom in die größte Kathedrale der Welt treiben: Zweieinhalb Mal bedeckt sie die Fläche des Kölner Doms, misst 211 Meter Länge, 132 Meter Höhe und 186 Meter an ihrer breitesten Stelle – und fasst 60.000 Menschen. Für ihren Bau, der 120 Jahre in Anspruch genommen hat, verpflichteten die jeweils amtierenden Päpste die besten Baumeister Italiens.

„Darling, what a beautiful place!“, kreischt eine in Pinktöne und Legins gekleidete Amerikanerin. „I can't believe it!“ Ihr Mann bestätigt mit leiserer Stimme: „You're right, honey, it's wonderful.“ Ein deutsches Ehepaar lässt sich von einem Franziskanermönch vor einer der beiden Riesenputten mit Weihwasserbecken fotografieren. „Siehst du, Mutti“, schwärmt der Mann, „schon dieses Foto war die Reise wert.“ Eine italienische Matrone angelt ein Fläschchen aus ihrer Handtasche, hält es ins Becken und füllt Weihwasser ab. „Per mia sorella a Napoli, für meine Schwester in Neapel“, entschuldigt sie sich, als sie die entsetzten Blicke um sich herum bemerkt.

Sakralbau, Kunsthalle – der Petersdom ist beides: Über 100 große Marmorstatuen, 160 aus Travertin, 90 aus Stuck und 40 aus Bronze dokumentieren seine barocke Pracht. Das Papstwappen mit Tiara und den Schlüsseln des Himmelreichs, als Mosaik am Eingang in den Marmorboden eingelassen, lässt weder Pilger noch Kunstfreund daran zweifeln, wer darüber das

Sagen hat. Nur die schönste Mariendarstellung dieser Kirche, Michelangelos Pietà, die als Gipfel der Bildhauerkunst gilt, hat an Zauber verloren: Seit ein Geistesgestörter sie 1972 mit einem Hammer attackierte, steht sie hinter Panzerglas.

Über dem Papstaltar unter Michelangelos Kuppel wölbt sich Gian Lorenzo Berninis berühmter Bronzebaldachin. „Das größte Bronzekunstwerk der Welt“, sagt Stefano und zeigt auf die vier gewaltigen Säulen mit goldenen Oliven- und Lorbeerranken, die ein Dach nach Art eines Prozessionshimmels tragen. „Bernini benötigte dafür 37 Tonnen Goldbronze.“ Um die zu beschaffen, bediente sich Papst Urban VIII., ein Barberini, im Pantheon und ließ dessen Schmuck einschmelzen. Noch heute gilt das Sprichwort: „Was die Barbaren nicht taten, taten die Barberini“ – eine Anspielung auf die Plünderungen Roms im Mittelalter.

Im Kirchenboden vor dem Papstaltar, durch eine Balustrade abgegrenzt, befindet sich eine Öffnung, in die zwei Marmortreppen im Halbkreis hinunterführen und vor der eine Traube von Menschen kniet. „Nicht alle“, flüstert Stefano, um ihr Gebet nicht zu stören, „haben vergessen, was die Basilica di San Pietro eigentlich ist: ein Mausoleum.“ Denn hier, unter allem Pomp, wenige Meter unter dem Altar, liegt ein einfacher Mann begraben, ein Fischer, der einst in Neros Arena als Märtyrer starb: Simon Petrus, Apostel Jesu und erster Bischof von Rom. Steif sitzt er am rechten Kuppelpfeiler, als Bronzestatue, deren rechter Fuß unter den Küssen und Berührungen der Gläubigen gelitten hat.

Am Nachmittag nimmt Stefano mich auf seiner Vespa mit – die Motorroller genießen vor allem bei jüngeren Römern Kultstatus. Auf der Piazza Venezia staut sich der Verkehr. Der Platz vor dem 81 Meter hohen „Monumento a Vittorio Emanuele II“, das an den ersten König des geeinten Italiens erinnern soll, gilt als einer der verkehrsreichsten Europas. „Hai paura, hast du Angst?“, fragt Stefano, die Gesetze der Straße mit Inbrunst ignorierend. Er wäre kein Italiener, lacht er, stellte eine rote Ampel ein Problem für ihn dar. Oder eine Fußgängerzone. Oder ein Tempolimit. „Così fanno tutti, so machen es alle!“

Er berichtet von einem Vorfall, der sich drei Wochen zuvor in der Via Giovanni Amendola ereignet hatte: Der Verkehr kam zum Erliegen, weil eine Frau ihren Wagen so geparkt hatte, dass die Straßenbahn nicht durchfahren konnte. Gelangweilt saßen die Autofahrer in ihren Fahrzeugen, lasen Zeitung, schauten aus dem Fenster oder telefonierten. Kein Hupen, kein Schimpfen. Irgendwann kam die Verursacherin des Staus, in der Hand eine Einkaufstüte. „Ich war nur kurz im Schuhgeschäft!“, erklärte sie, und dafür hatten alle Verständnis.

Nachdem wir die Via del Teatro di Marcello erreicht haben, steigen wir die Treppe zum Kapitol hinauf. Die Piazza del Campidoglio, schwärmt Stefano, der in Rom geboren und aufgewachsen ist, sei von allen römischen Plätzen der schönste. Am Fuß der Treppe, deren flache Stufen und geringer Steigungsgrad eher an eine Rampe erinnern, spenden zwei antike steinerne Löwen Wasser. Keine außergewöhnlichen Kunstwerke, aber berühmt: Im 17. Jahrhundert soll bei Festlichkeiten aus ihren Mündern nicht Wasser, sondern Wein gesprudelt sein.

Als wir den Kapitolsplatz betreten und die Kolossalplastiken der Dioskuren Kastor und Pollux, die den Treppenaufgang am oberen Ende flankieren, hinter uns gelassen haben, bemerke ich Stefanos gespannte Miene. „Du musst zugeben“, platzt es aus ihm heraus, „dass Michelangelo hier etwas Großartiges geschaffen hat!“ Eindeutig strebte der florentinische Maler, Bildhauer und Baumeister nach Symmetrie: An drei Seiten des Platzes ließ er Renaissancepaläste errichten, von denen die beiden, die sich gegenüberliegen und die Kapitolinischen Museen beherbergen, vollkommen identisch sind. Der Senatorenpalast mit dem Glockenturm, das heutige Rathaus von Rom, begrenzt die Stirnseite. Um eine größere Tiefe vorzutäuschen, wählte Michelangelo für die Piazza eine Trapezform und eine sternförmige, zur Mitte hin leicht gewölbte Pflasterung.

„Achte auf die Treppe“, sagt Stefano und weist in die Richtung, aus der wir gekommen sind. „Von oben gesehen verschwinden ihre Stufen optisch und lassen sie wie eine Straße aussehen.“ Eine eigens eingerichtete Steuer hatte es damals ermöglicht, das Gebiet am Fuß des Hügels zu kaufen, die zahlreichen Häuser abzureißen und den breiten Aufgang zu errichten. „Michelangelo wollte, dass sich die Besucher des Kapitols dem Reiterstandbild des Kaisers Marc Aurel nicht von hinten nähern, sondern von vorn.“ Der Künstler hatte die berühmte Reiterstatue auf einem von ihm selbst entworfenen Sockel zum Mittelpunkt des Kapitolsplatzes gemacht, nachdem Papst Paul III. sie 1537 vom Lateran dorthin versetzen ließ.

Eine japanische Reisegruppe kommt auf das Kapitol gehastet und stürzt, von ihrer Englisch sprechenden italienischen Reiseleiterin zur Eile angehalten, auf das Reiterstandbild zu. Die Information, dass sich das Original zum Schutz vor Umwelteinflüssen seit 1990 in den Kapitolinischen Museen befindet und es sich bei dieser Statue nur um eine Kopie handelt, mindert die Film- und Fotografierlust der fernöstlichen Besucher nicht. Sie staunen, bewundern – und sind schon nach wenigen Minuten wieder verschwunden. „Wahrscheinlich haben sie für Rom nur einen Tag Zeit“, sagt Claudio, der in der Mittagssonne auf einer Stufe sitzt. „Ich frage mich nur, wie es möglich sein soll, eine Stadt wie diese innerhalb von 24 Stunden kennen zu lernen.“

Der 38-jährige Jurist, der im Rathaus arbeitet und sich wie Stefano für Kunst, Architektur und Malerei interessiert, glaubte schon oft, alles über seine Geburtsstadt zu wissen, wurde aber jedes Mal eines Besseren belehrt: „Es gibt immer wieder Neues zu entdecken.“ Und dann beginnt er, vom Kapitol, dem bedeutendsten Hügel der Stadt zu erzählen: dass an dieser Stelle die frühgeschichtlichen Vorfahren der Römer lebten und hier die ersten Häuser Roms standen; dass dies in der Antike der wichtigste Ort des gesamten Imperiums war und heute Sitz der städtischen Verwaltung ist; dass Papst Sixtus IV. im Jahr 1471 auf dem Kapitol das erste Museum der Welt eröffnete und Michelangelo mit dem Umbau des Kapitolsplatzes das erste städtebauliche Kunstwerk Roms realisierte.

Nach seiner Pause nimmt Claudio Stefano und mich mit in den Senatorenpalast, um gemeinsam mit uns, wie er es ausdrückt, „den Geist der Antike einzusatmen“. Was er damit meint, verstehen wir, als wir aus einem Bürofenster schauen und sich unter uns das Forum Romanum, ehemaliges Zentrum der Stadt und Mittelpunkt der antiken Welt, ausbreitet: Überreste von Basiliken, Tempeln und Triumphbögen aus verschiedenen Epochen, auf dem Palatin Reste der großen Kaiserpaläste.

„Genau genommen, ist das Forum heute nichts anderes, als ein antiker Steinbruch“, meldet sich ein Mann mittleren Alters zu Wort, der an einem mit Intarsien versehenen Schreibtisch über einem Stapel Akten sitzt. „Aber denken Sie an Filme wie ‚Ben Hur‘ ‚Quo vadis?‘ oder ‚Gladiator‘, dann können Sie sich beim Anblick der Fundamente, Säulenstümpfe und Marmorbrocken die einstige Pracht dieses Ortes besser vorstellen.“ Erst jetzt nennt er seinen Namen: „Walter Veltroni, guten Tag, ich bin der Bürgermeister von Rom.“

Am Nachmittag fahren Stefano und ich wieder mit der Vespa durch die Stadt. Vorbei an der Kirche San Pietro in Vincoli, in der die Fesselketten des Petrus aufbewahrt werden, am Kolosseum, der größten Kampfarena aller Zeiten, und am Circus Maximus, dem Nürburgring der Antike. Wir werfen einen Blick in die Basilika San Giovanni in Laterano, in der sich im gotischen Baldachin des Hauptaltars wahrscheinlich die Köpfe von Petrus und Paulus befinden, und sehen uns die Scala Santa an, die heilige Treppe, die Jesus der Legende nach auf dem Weg zu seinem Prozess benutzt haben soll – und deren Stufen die Gläubigen heute auf Knien erklimmen.

Die italienische Hauptstadt überfordert ihre Besucher – mindestens sechs Millionen sind es pro Jahr –, setzt sie unter Druck und vermittelt ihnen das Gefühl, ständig etwas zu verpassen. „Rom ist maßlos!“, ruft mir Stefano, über die Via Barberini in Richtung Trevibrunnen preschend,

über die Schulter zu. In der Tat verfügt die Vier-Millionen-Metropole, die Stadtplanung nie kennen gelernt hat, weltweit über die meisten Sehenswürdigkeiten, die ein einziger Ort bieten kann. Sie alle gesehen zu haben, so Stefano, könne nur behaupten, wer beim Anflug aus dem Flugzeugfenster blickt.

Vatikanische Museen und Sixtinische Kapelle, Engelsburg und Spanische Treppe stehen auf seiner „Must see“-Liste natürlich ganz oben, zum Pflichtprogramm gehört aber viel mehr: Via Appia Antica, Domus Aurea und Villa Borghese, Fontana dei Quattro Fiumi, Caracalla-Thermen und Cestius-Pyramide, Katakomben, Quirinalspalast und Kapuzinergruft, Museo Nazionale Romano, Aula Ottagonale und Palazzo Altemps, die Caravaggio-Kirchen Santa Maria del Popolo, Santa Augustina und San Luigi dei Francesi. Endlos, sagt er, könne er die Aufzählung fortsetzen, die für ihn nicht weniger spannend sei als ein Roman von Umberto Eco.

Das Rauschen der Fontana di Trevi, dem bekanntesten Brunnen von Rom, in dem vor 50 Jahren Federico Fellini die vollbusige Anita Ekberg für „La dolce vita“ ein Bad nehmen ließ, ist bis in die angrenzenden Gassen zu hören. „Hier sind Ellenbogen und starke Nerven wichtig“, warnt Stefano. Wir arbeiten uns durch Busladungen von Pauschaltouristen, durch schreiende Kinder, Musikanten und ein Heer von Nonnen zum Beckenrand vor. Dort wird posiert und gelächelt, geknipst und gefilmt. „Es heißt, wer ein Geldstück in den Trevibrunnen hineinwirft, wird nach Rom zurückkehren“, erklärt Stefano die vielen Münzen auf dem Beckengrund. „Aber du kannst dein Geld sparen: Rom wirkt wie eine Droge, wer einmal hier gewesen ist, der kehrt in jedem Fall zurück.“